

Nach Persien entronnen. Meine Flucht aus Sowjetrußland.

Motto:

Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnst' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!

Diese Worte sind schlicht und einfach, kennzeichnen uns aber am trefflichsten den seelischen Zustand der Jugend und der gesamten Bevölkerung, die die Greuelthaten der Sowjets nicht mitmachen kann, auf der anderen Seite aber zu schwach ist, um diesem ruchlosen Treiben einen Einhalt zu bieten. Eine richtige Sturm- und Drangperiode ist es, in der wir uns drüben befinden. Wenn man unter solchen Verhältnissen lebensmüde wird, oder wenn Hunderte Selbstmord begehen, so geschieht dies nicht aus Feigheit vor dem Leben, sondern deshalb, weil man tatsächlich keinen Ausweg mehr sieht. Nur ganz zufällig kommen Momente, die einen wachrütteln und in denen man sich sagt: „Du hast nichts mehr außer dem Leben zu verlieren — entweder du gehst jetzt ins Ausland und haust dir eine neue, bessere Zukunft, oder du bleibst und gehst elend in dem Sumpfe zugrunde.“ Ich entschied mich für das Erstere.

Da die russische Regierung keinem Militärpflichtigen Pässe gibt, so ist man eben gezwungen, auf illegalem Wege herauszukommen. Drei Schulkameraden hatte ich, die mit mir eines Sinnes waren, die sich in derselben verzweifelten Lage befanden wie ich; mit diesen beschloß ich, Rußland zu verlassen. Die Vorbereitungen waren bald getroffen, denn mitzunehmen hatten wir nicht viel. Geld nahmen wir nur soviel mit, wie eben zur Reise nötig war, und das in russischer Baluta. Es ist dies eine Sicherheitsmaßnahme, denn wenn man auf der Grenze mit ausländischem Gelde ertappt wird, so ist das schon allein ein Grund zur sofortigen Erschießung. Unser Ziel war, nach Deutschland zu gelangen, um hier zu studieren.

Da die polnischen und rumänischen Grenzen zu stark besetzt sind und diese beiden Staaten sehr deutschfeindlich sind und häufig Emigranten zurücktransportieren, so blieb uns der Weg nach Persien oder nach der Türkei. Wir entschieden uns für Persien. Also los. An den Abschied von den Angehörigen möchte ich am liebsten nicht denken — es war ein zu trauriges Bild.

Am 11. August 1929 verließen wir unsere Heimat und fuhren über Koston a. Don, Mineralnize Wodny nach Baku. So weit ging alles gut. Am 15. 8. kamen wir in Baku an, wo wir einen Tag Aufenthalt hatten und dann per Schiff bis Lenkoran (150 Kilometer unterhalb Baku) fuhren. Hier wurde die Sache schon etwas gefährlicher, denn die G.P.U. (Tscheka) hat scharfe Augen und ist ganz besonders Deutschen gegenüber mißtrauisch. Als wir am Hafen ausstiegen und durch die Sperre gingen, wurden wir von den Polizisten ziemlich grob angefahren, was wir hier zu suchen hätten. Wir zeigten unsere Papiere und wiesen uns als friedliche Touristen aus. Die Papiere wurden uns abgenommen und in einer Stunde hatten wir uns bei der Orts-G.P.U. einzufinden, um die Papiere in Empfang zu nehmen. Nachdem jeder von uns (einzeln) tüchtig ausgefragt war und jeder eine kleine Summe Geld hinterlassen hatte, erhielten wir unsere Papiere und durften gehen. Nach drei Tagen sollten wir uns wieder anmelden. In dieser kurzen Zeit mußten wir also in Sicherheit sein.

Als wir durch die Stadt gingen, um noch einiges zu besorgen, stießen wir auf einen Deutschen aus dem Nordkaukasus, der uns zuverlässig zu sein schien. Er erklärte sich bereit, mit uns die Flucht zu wagen. Die Vorbereitungen waren bald getroffen. Wir kauften uns rasch noch eine Landkarte von der Provinz Aserbeidschan, kaukasische Dolche, Brot, Verbandmaterial und noch mehr nötige Kleinigkeiten — und dann wurde das Wagnis begonnen.

Das Ziel unseres ersten Reisetages war das in der Muhansteppe, fünfundfünfzig Kilometer nordwestlich von Lenkoran gelegene Tatarendorf Prischibinskoje. In Prischibinskoje blieben wir bis Mitternacht. Dann brachen wir auf, um das südkaukasische Gebirge, welches wir zu überschreiten hatten, noch vor Sonnenaufgang zu erreichen. Der Südkaukasus setzt sich aus drei parallel laufenden Gebirgsketten zusammen, welche sehr stark bewaldet und außerordentlich schwer passierbar sind. Still und klar war die Nacht. Nur ab und zu ertönte das Geheul der Schakale, die in dieser Gegend heimisch sind und in der Ferne erglänzten im Mondeslicht die Schneegipfel des persischen Elbursgebirges. Dort war unsere Rettung.

Um nicht Gefahr zu laufen, auf Menschen zu stoßen, gingen wir nicht den Straßen nach, sondern bahnten uns den Weg selbst. An dem dornigen Gestrüpp zerrissen wir uns die Kleider, so daß sie bald in Fetzen herunterhingen. Füße und Hände bluteten von unzähligen Dornstichen. Die Hitze wurde bald unerträglich, und ein heftiger Durst machte sich bemerkbar. Aber nirgends war ein Tropfen Wasser zu finden. So marschierten wir in die späte Nacht hinein, bis wir uns so verirrt hatten, daß ein Weitergehen unmöglich war. Bald schliefen alle einen tiefen Schlaf.

Gegen 9 Uhr morgens erwachten wir, verzehrten unser letztes Stück Brot und brachen dann auf. Es dauerte jedoch

ziemlich lange, bis wir uns orientiert hatten und den Ausgang des Waldes finden konnten. Eine zeitlang gingen wir einem befahrenen Weg nach. Gerade als der Weg eine Biegung machte, sahen wir einen Reiter auf uns zukommen. Neben dem Weg zog sich ein tiefer Graben entlang. In denselben sprangen wir hinein und harrten still der Dinge, die da kommen sollten. Nach einigen Minuten ritt der Reiter, der ein Grenzwachtposten war (wir erkannten ihn an der Uniform), in einer Entfernung von ca. 3 Metern an uns vorüber. Wir waren somit verschont geblieben. Gott sei Dank dafür! Noch eine Weile blieben wir in unserem Versteck, dann krochen wir hervor und schlichen den Berg hinauf, um ein sicheres Versteck aufzusuchen und besser Aussicht halten zu können. Einen solchen Ort fanden wir glücklicherweise. Jetzt konnten wir die Gegend überblicken. Vor uns lag ein Haus mit Antenne und roter Fahne auf dem Dach — dieses war der Grenzstab. Ringsherum befanden sich kleine Dörfer. Neuester Vorfall war also geboten.

Bis es dunkel wurde, lagen wir im Versteck, besichtigten die Karte und beratschlagten, was weiter zu tun sei. Die eigentliche Grenze war von unserem Versteck noch ca. 25 Kilometer entfernt. Vor allem mußten wir darauf bedacht sein, die Dörfer noch vor Mondaufgang in den Rücken zu bekommen. Bei Mondschein zu gehen, war ja einerseits sehr gefährlich, auf der anderen Seite konnten wir dadurch besser die Richtung einhalten, denn einen Kompaß hatten wir nicht.

Als der Mond heraufkam, lagen die Dörfer schon lange hinter uns. Eine richtige Vollmondnacht — hell wie am Tage. Unsere Schatten waren weit vorauszu sehen. Etwas beklommen wurde uns dabei doch zu Mute. Die Gegend wurde jetzt hügeliger und begann allmählich zu steigen. Der Marsch wurde immer beschwerlicher, und der Durst bereitete uns unsagbare Qualen, denn seit zwei Tagen hatten wir keinen Tropfen Wasser getrunken. Doch blieb uns nichts anderes übrig, als die Zähne zusammenzubeißen und tapfer vorwärtszuschreiten.

So näherten wir uns immer mehr der Grenze. Sie wird durch ein ausgetrocknetes Flußbett gebildet, welches sich von Norden nach Süden hinzieht. Die Ufer sind hoch und steil. Jetzt standen wir auf der Grenze; ungefähr 200 Meter von uns entfernt lag still und hellerleuchtet die Grenzwachtbude. Wir hielten den Atem an, aber nichts regte sich. Eine kurze Strecke gingen wir noch nördlich und dann im Lauffschritt das andere Ufer hinan.

Die Grenze hatten wir jetzt glücklich passiert — in der Nacht zum 22. August 1929. Als wir zwei Kilometer weitermarschiert waren und an einem Hohlweg vorbeisamen, schrie uns plötzlich jemand an. Drei Mann kamen auf uns zu. Es waren, wie es sich später herausstellte, persische Schmuggler, die hier ungehindert ihr Wesen trieben. So gut es ging, verständigten wir uns, und wo die Sprache nicht ausreichte, halfen Zeichen mit. Als wir ihnen aber mal erst beigebracht hatten, daß wir Deutsche waren, wurden sie sofort liebenswürdig und meinten: „Allman tschoch jachtschi adam.“ (Deutsche sind gute Menschen.) Als Geschenk gaben wir ihnen 10 Rubel und sie führten uns an eine Quelle, gaben uns Tschurék (eine Art Brot) und Kraut. Selten hat mir im Leben etwas so gut geschmeckt, wie dieses Wasser und Brot. Neugestärkt marschierten wir im Elbursgebirge weiter, die ganze

Nacht hindurch. Etwa um 9 Uhr morgens gelangten wir am persischen Grenzort Birmi an, wo wir von persischen Soldaten in Empfang genommen wurden. Der Sowjethölle waren wir glücklich entflohen, und heiße Dankgebete für die wunderbare Führung stiegen gen Himmel.

R. R.

* * *

Erinnerungsfeier im Flüchtlingslager Mölln am 30. 11. 1930.

Am 25. 11. 1929 war der mit Sehnsucht erwartete Tag, an welchem der deutsche Reichstag den Beschluß faßte, den bei Moskau angesammelten deutschstämmigen Bauern die Erlaubnis zur Einreise in Deutschland zu geben und für ihre weitere Versorgung aufzukommen. Den Jahrestag dieses für die rußlanddeutschen Flüchtlinge so wichtigen Ereignisses haben die im Möllner Lager noch befindlichen über 500 Flüchtlinge am 1. Adventsonntage feierlich begangen.

Nachdem in der Wochenschlußandacht, am Sonnabend, den 29. 11., der Lagerpfarrer, Hauptpastor Bruns, schon darauf Bezug genommen hatte, fand am Sonntag um 9½ Uhr ein feierlicher Dankgottesdienst in der Möllner St. Nikolai-Kirche statt. Die Predigt hielt Hauptpastor Bruns über Römer 13, 11 bis 14 und rief die Mahnung in die Gemeinde, aufzustehen vom Schlafe der Gottentfremdung. Diese Mahnung gilt jedem Einzelnen zum Advent; denn so allein ist wahres Leben zu finden. Das gilt aber auch dem ganzen Volke. An dem Beispiel der Zustände in Rußland sehen wir, daß Gottlosigkeit den Tod eines Volkes bedeutet.

Sodann sprach Prediger Peter Klafen über Lukas 17, 11 bis 19. Er führte die Gemeinde im Geiste nach Moskau und schilderte die furchtbare Lage der 18 000 deutschen Flüchtlinge, die sich dort aus allen Teilen des russischen Reiches angesammelt hatten, mit dem einen Wunsche, sich in Canada eine neue Heimat zu gründen. Als die Lage soweit war, daß man der Verzweiflung nahe gekommen war, weil die Sowjetregierung mit zwangsweisem Rücktransport der Flüchtlinge nach ihren alten Wohnsitzen begonnen hatte, kam die Nachricht von Deutschland, daß man sich der Bedrängten Volksgenossen annehmen wolle. Für diese Gnade Gottes, so mahnte der Prediger, wollen wir Gott danken und Kindern und Kindeskindern diese Dankespflicht einschärfen. Dem deutschen Volke

aber rief er die Mahnung zu, aus den Ereignissen in Rußland zu lernen und nicht den Weg der Gottlosigkeit zu gehen wie das russische Volk. Der Gottesdienst wurde eröffnet mit dem Gesang des Liedes „Tochter Zion, freue dich“ durch den Möllner Frauenchor; die beiden Ansprachen wurden eingerahmt durch Lieder des Flüchtlingschors unter Leitung des Chorleiters Thielmann.

Am Nachmittag fand ein Kindergottesdienst im Lager statt, bei dem von Prediger Nickel und Lehrer Fast den Kindern die Bedeutung dieses Tages nahe gebracht wurde.

Abends versammelte sich dann die Flüchtlingsgemeinde mit einigen Freunden aus der Stadt im großen Saale des Flüchtlingslagers. Der Flüchtlingschor sang die Hauptteile aus dem Oratorium „Israels Auszug aus Aegypten“ von August Rüler. Durch Erinnerung an das, was das Volk Israel in der schwersten Zeit seiner Geschichte erlebt hatte, Erlebnisse und Erfahrungen von Gottes gnädiger Hilfe, sollte das Herz der Hörer, die an diesem Tage an gleiche Erlebnisse und Erfahrungen erinnert werden, zum Danke gegen Gott ermuntert werden.

Außerdem hielten Ansprachen Prediger Konrad über Psalm 13, Prediger Schellenberg über 2. Mose 12, 26; 13, 8—10; 5. Mose 7, 7—8 und Hauptpastor Bruns über Lukas 19, 10. P. Kl.

* * *